

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



»Dieses Buch ist für mich ein Herzensprojekt. Es geht um unsere eigene Stimme – um all die Momente, in denen Frauen sich erheben.«

Cecelia Ahern

Da ist die Frau, die im Boden versinkt und dort auf jede Menge anderer Frauen trifft. Oder die Frau, die auf ihrem Grundstück Zweifel sät. Eine andere Frau, deren Uhr so laut tickt, dass sie nicht schlafen kann, und eine, die aus ihrer Schublade herausklettert. Lauter Frauen, denen gerade dann Flügel wachsen, wenn sie es gar nicht erwarten. So wie es für uns alle in jedem Moment möglich ist, wenn wir nur auf uns selbst hören.

In ihren Romanen berührt Cecelia Ahern Millionen Leserinnen und Leser. Mit diesem besonderen Story-Projekt stellt sie mit sprudelnder Phantasie und liebevollem Humor die Fragen, die uns bewegen: Wer bin ich in dieser Welt? Und wer bestimmt das eigentlich? Was ist mir wirklich wichtig? Und was ist für Frauen alles möglich?

25 Millionen weltweit verkaufte Bücher und ein Ausnahmetalent: Was *Cecelia Ahern* als Schriftstellerin auszeichnet, ist ihre Phantasie, mit der sie den Alltag wunderbar macht und Geschichten erzählt, die Herzen berühren. Und sie ist vielseitig wie wenige andere: Cecelia Ahern schreibt Familiengeschichten genauso wie Liebesromane und Jugendbücher, sie verfasst Novellen, Storys, Drehbücher, Theaterstücke und TV-Konzepte. Ihre Werke erobern jedes Mal die Bestsellerlisten, viele davon wurden verfilmt, so zum Beispiel »P.S. Ich liebe Dich« mit Hilary Swank oder »Für immer vielleicht« mit Sam Claflin. Cecelia Ahern wurde 1981 geboren, hat Journalistik und Medienkommunikation studiert und lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern im Norden von Dublin.

Jetzt ganz neu: die überraschende Fortsetzung des Weltbestsellers »P.S. Ich liebe Dich«: **»Postscript – Was ich dir noch sagen möchte«**

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Cecelia Ahern

FRAUEN,
DIE IHRE
Stimme
ERHEBEN
~ROAR!~

Aus dem Englischen von
Christine Strüh

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Januar 2019

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel »Roar« im
Verlag HarperCollins, London
© 2018 Cecelia Ahern

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70346-3

Für all die Frauen, die ...

I am woman, hear me roar, in numbers too big to ignore.
Helen Reddy und Ray Burton

Inhalt

1. Die Frau, die langsam verschwand 9
2. Die Frau, die man ins Regal gestellt hatte 23
3. Die Frau, der Flügel wuchsen 33
4. Die Frau, die von einer Ente gefüttert wurde 42
5. Die Frau, die Bissspuren auf ihrer Haut entdeckte 51
6. Die Frau, die dachte, ihr Spiegel sei kaputt 66
7. Die Frau, die im Boden versank und dort
auf andere Frauen traf 79
8. Die Frau, die das »Seelachs-Special« bestellte 95
9. Die Frau, die Fotos verspeiste 103
10. Die Frau, die ihren Namen vergaß 112
11. Die Frau, deren Uhr tickte 127
12. Die Frau, die Zweifel säte 136
13. Die Frau, die ihren Ehemann zurückgab 150
14. Die Frau, die ihren gesunden
Menschenverstand verlor 171
15. Die Frau, die in die Schuhe ihres
Mannes schlüpfte 180
16. Die Frau, die ein Spatzenhirn hatte 193
17. Die Frau, die ihr Herz quasi auf der Zunge trug 206
18. Die Frau, die Rosa trug 215
19. Die Frau, die abhob 236

20. Die Frau, die ein gutes Nervenkostüm besaß 244
21. Die Frau, die Frauensprache sprach 256
22. Die Frau, die die Welt in ihrer Auster fand 268
23. Die Frau, die die Hoden hütete 277
24. Die Frau, die in eine Schublade gesteckt wurde 283
25. Die Frau, die auf einen Zugwagen aufsprang 292
26. Die Frau, die lächelte 305
27. Die Frau, die dachte, anderswo wäre das Gras grüner 309
28. Die Frau, die völlig aufgelöst war 319
29. Die Frau, die sich das Beste herauspickte 331
30. Die Frau, die brüllt 339

Die Frau, die langsam verschwand

1.

Es klopft leise, dann geht die Tür auf. Schwester Rada kommt herein und macht sie hinter sich wieder zu.

»Ich bin hier«, sagt die Frau leise.

Rada blickt im Zimmer umher, dem Klang der Stimme folgend.

»Ich bin hier, ich bin hier, ich bin hier, ich bin hier«, wiederholt die Frau leise, bis Rada aufhört, nach ihr zu suchen.

Ihr Blick fixiert eine Stelle, die etwas zu hoch und zu weit links ist, also eher in Richtung der vom Regen schon fast wegewaschenen Vogelkacke auf der Fensterscheibe.

Die Frau sitzt auf dem Fensterbrett, von dem sie eine gute Aussicht über den ganzen Campus hat, und seufzt leise. Als sie in die Universitätsklinik kam, war sie so voller Hoffnung, hier geheilt zu werden, aber jetzt, sechs Monate später, fühlt sie sich wie eine Labormaus, deren Zustand Wissenschaftler und Ärzte trotz aller Bemühungen und aller ausgeklügelten Untersuchungen einfach nicht verstehen.

Festgestellt wurde lediglich eine seltene, komplizierte genetische Störung, durch die die Chromosomen der Frau immer mehr verblassen. Sie zerstören sich nicht selbst, sie hören auch nicht einfach auf zu arbeiten, sie mutieren

nicht – sämtliche Organe im Körper funktionieren normal, alle Tests weisen darauf hin, dass die Frau gesund und wohl-auf ist. Kurz gesagt, sie verschwindet, ist aber noch da.

Zunächst geschah es fast unmerklich. Zwar hörte die Frau des Öfteren Sätze wie: »Oh, ich hab dich gar nicht gesehen«, wurde angerempelt, oder jemand trat ihr auf die Zehen, aber es löste bei niemandem Alarm aus. Jedenfalls nicht zu Anfang.

Die Frau verschwand ganz gleichmäßig, das heißt, es fehlte ihr nicht erst eine Hand, dann plötzlich ein Zeh oder ein Ohr, nein, es geschah ganz allmählich; sie verblasste einfach immer mehr, wurde ein Schimmer, vergleichbar mit einem Hitzeschleier auf der Autobahn, eine schwache Silhouette mit einer flirrenden Mitte. Wenn man sich anstrengte, konnte man gerade eben noch erkennen, dass die Frau da war, je nach Hintergrund und Umgebung mal stärker, mal schwächer. Ziemlich schnell fand sie heraus, dass man sie in vollen und lebhaft dekorierten Räumen am besten sehen konnte – vor einer glatten Wand war sie praktisch unsichtbar. Also besorgte sie sich gemusterte Tapeten und dekorative Sesselbezüge, denn wenn die Muster hinter ihrem nahezu transparenten Körper verschwammen, stutzten die Leute, kniffen die Augen zusammen und schauten zweimal hin. Selbst als sie schon so gut wie unsichtbar war, kämpfte die Frau auf diese Weise weiter darum, wahrgenommen zu werden.

Nun wird die Frau seit Monaten nicht nur von Wissenschaftlern und Ärzten untersucht, sondern auch von zahlreichen Journalisten interviewt und von Fotografen fotografiert, die ihr ganzes Können einbringen, um sie bestmöglich auszuleuchten und ein einigermaßen stabiles Bild von ihr

einzufangen. Aber keiner von all diesen Menschen hat ihr wirklich geholfen. Sicher, viele von ihnen waren nett und fürsorglich, aber je schlimmer die Lage der Frau wird, umso enthusiastischer werden sie. Sie ist dabei zu verschwinden, und niemand, kein noch so weltberühmter Experte kann ihr sagen, warum.

»Hier ist ein Brief für Sie!« Rada reißt die Frau aus ihrer Grübelelei. »Den wollen Sie garantiert gleich lesen.«

Neugierig geworden, schiebt die Frau ihre Gedanken fürs Erste beiseite. »Ich bin hier, ich bin hier, ich bin hier, ich bin hier«, sagt sie leise, wie man es ihr beigebracht hat. Den Umschlag in der Hand, folgt Rada dem Klang ihrer Stimme. Dann streckt sie die Hand aus und hält den Brief in die Luft.

»Danke«, sagt die Frau, nimmt ihn entgegen und betrachtet ihn eingehend. Zwar ist der Umschlag aus teurem altrosa Papier, aber er erinnert sie an eine Einladung zum Kindergeburtstag, und sie spürt die gleiche erwartungsvolle Spannung. Dass Rada so aufgeregt ist, weckt ihre Neugier. Post ist nichts Ungewöhnliches, jede Woche treffen Dutzende Briefe ein: von Experten, die der Frau ihre Dienste anbieten, von Schmeichlern, die mit ihr Freundschaft schließen, von religiösen Fanatikern, die sie ins Exil schicken wollen, von schmierigen Männern, die sie anflehen, ihre perversen Wünsche an ihr ausleben zu dürfen, weil sie nicht sichtbar, aber fühlbar ist. Doch sie muss zugeben, dass dieser Umschlag, auf dem in wunderschöner Schnörkelschrift ihr Name steht, einen ganz anderen Eindruck erweckt.

»Ich glaube, ich weiß, woher der Brief kommt«, verkündet Rada und setzt sich neben die Frau.

Vorsichtig öffnet die Frau den teuren Umschlag. Er hat etwas zugleich Luxuriöses und zutiefst Hoffnungsvolles, fast Tröstliches an sich. Sie zieht eine handgeschriebene Karte heraus.

»Professor Elizabeth Montgomery«, lesen die Frau und Rada einstimmig vor.

»Hab ich's doch gewusst!«, ruft Rada, greift nach der Hand, in der die Frau die Karte hält, und drückt sie fest.

2.

»Ich bin hier, ich bin hier, ich bin hier, ich bin hier, ich bin hier«, wiederholt die Frau, als das Pflegepersonal erscheint, um ihr beim Umzug in die neue Einrichtung zu helfen, die nun – keiner weiß, für wie lange – ihr Zuhause werden soll. Rada und ein paar andere Schwestern, mit denen die Frau sich angefreundet hat, begleiten sie aus dem Zimmer und bringen sie zu der Limousine, die Professor Elizabeth Montgomery eigens für sie hergeschickt hat. Nicht alle Ärzte sind da, um sich zu verabschieden; einige bleiben fern, um dagegen zu protestieren, dass die Frau die Klinik verlässt, in der man sich doch mit ihr und ihrem Fall so viel Mühe gegeben hat.

»Ich bin drin«, verkündet die Frau leise, und die Autotür schließt sich.

3.

In keiner Phase war das Verschwinden mit körperlichen Schmerzen verbunden. Doch die Gefühle, die damit einhergingen, standen auf einem ganz anderen Blatt.

Schon seit einiger Zeit hatte die Frau das Gefühl gehabt zu verschwinden, ungefähr seit sie fünfzig geworden war.

Vor drei Jahren war ihr dann zum ersten Mal die körperliche Veränderung aufgefallen. Der Prozess verlief langsam, aber stetig. Oft bekam sie zu hören: »Ich hab dich gar nicht gesehen« oder: »Wann bist du denn reingekommen, ich dachte, du wärst nicht da.« Immer wieder hielten Kollegen mitten im Gespräch inne, um ihr den Anfang einer Geschichte zu erklären, obwohl sie die ganze Zeit neben ihnen gestanden und alles mitbekommen hatte. Sie wurde es müde, anderen ständig erklären zu müssen, dass sie längst da war, aber im Lauf der Zeit machte ihr die Häufigkeit solcher Kommentare zunehmend Sorgen. Sie fing an, sich farbenfroher zu kleiden, ließ sich Strähnchen in die Haare machen, sprach lauter, äußerte immer ihre Meinung, bewegte sich mit stampfenden Schritten – kurz, sie tat alles, um Aufmerksamkeit zu erregen. Manchmal hätte sie jemanden am liebsten gepackt und den Kopf des Betroffenen in ihre Richtung gedreht, um einen Blickkontakt zu erzwingen. Immer wieder kämpfte sie mit dem Impuls zu schreien: *Schaut mich doch an!*

An den schlimmsten Tagen ging sie überfordert und verzweifelt nach Hause und musste erst mal in den Spiegel schauen, um sich zu vergewissern, dass sie überhaupt noch da war. Da sich ihr in der U-Bahn immer öfter der Verdacht aufdrängte, dass sie endgültig verschwunden war, steckte sie schließlich einen Taschenspiegel ein, den sie von nun an stets bei sich trug.

Sie war in Boston aufgewachsen und dann nach New York gezogen, weil sie dachte, eine Stadt mit acht Millionen Einwohnern wäre der ideale Ort, um Freundschaft, Liebe und gute Beziehungen zu finden und ein erfülltes Leben zu führen. Lange Zeit klappte es auch ganz gut, aber irgend-

wann begann sie sich einsam zu fühlen, und zwar umso einsamer, je mehr Menschen um sie herum waren – es war, als verstärkte sich dadurch ihre Einsamkeit. Sie arbeitet nicht mehr; vorher hatte sie einen Job bei einem Finanzdienstleister, der in 156 Ländern hundertfünfzigtausend Menschen beschäftigte. In ihrem Bürogebäude in der Park Avenue arbeiteten fast dreitausend Angestellte. Aber die Jahre vergingen, und auch dort kam sie sich zunehmend übergangen und unsichtbar vor.

Mit achtunddreißig Jahren stellten sich bei ihr vorzeitig die Wechseljahre ein, und zwar sehr heftig. Nachts im Bett schwitzte sie oft so, dass sie zweimal die Laken wechseln musste, und in ihrem Innern entwickelte sich eine explosive Wut und Frustration. In dieser Zeit war sie am liebsten allein. Bestimmte Stoffe reizten ihre Haut und lösten Hitze wallungen aus, was wiederum wütende Ausraster nach sich zog. Innerhalb von zwei Jahren nahm sie zehn Kilo zu. Zwar kaufte sie sich neue Kleider, aber nichts fühlte sich richtig an, nichts passte wirklich. Sie fühlte sich einfach nicht wohl in ihrer Haut. Vor allem in männerdominierten Meetings wurde sie rasch unsicher, obwohl sie dieses Problem bisher nie gekannt hatte. Sie war überzeugt, dass jeder Mann im Raum wusste, was mit ihr los war, dass alle die plötzlich aufsteigende Röte an ihrem Hals, die Schweißperlen auf ihrem Gesicht bemerkten und dass jeder es mitkriegte, wenn ihr mitten in einer Präsentation oder einem Geschäftsessen plötzlich die Klamotten am Leib klebten. In dieser Phase konnte die Frau es nicht ertragen, wenn jemand sie anschaute. Sie wollte von niemandem gesehen werden.

Wenn sie abends ausging, sah sie schöne junge Körper, die in knappen Kleidern und auf absurd hohen Absätzen

zu Songs tanzten, die sie gut kannte und hätte mitsingen können – schließlich lebte sie ja auch auf diesem Planeten, selbst wenn er nicht mehr für sie gemacht zu sein schien und die Männer in ihrem Alter den jungen Frauen auf der Tanzfläche mehr Aufmerksamkeit schenkten als ihr.

Dabei ist sie noch immer ein wertvoller Mensch, der der Welt etwas zu bieten hat. Nur fühlt es sich für sie nicht so an.

Inzwischen kennt jeder sie aus Zeitungsberichten als »die Frau, die verschwindet« oder »die Frau, die sich auflöst« – mit ihren inzwischen achtundfünfzig Jahren hat sie weltweit für Schlagzeilen gesorgt. Aber keiner der aus der ganzen Welt angereisten Spezialisten, die ihren Körper und ihren Geisteszustand untersucht haben, ist zu einem überzeugenden Schluss gelangt, viele sind unverrichteter Dinge und enttäuscht wieder abgezogen. Dennoch wurden wissenschaftliche Aufsätze veröffentlicht, Preise verliehen und Koryphäen mit Beifall überschüttet.

Vor sechs Monaten kam der letzte Schub. Inzwischen ist die Frau nur noch ein schimmernder Schemen und sehr erschöpft. Sie weiß, dass die mit großem Enthusiasmus angereisten Spezialisten sie nicht heilen können. Jedes Mal, wenn einer von ihnen die Hoffnung aufgibt, sinkt auch die Zuversicht der Frau wieder ein Stück.

4.

Doch als sie sich ihrem Ziel in Provincetown auf Cape Cod nähern, machen Unsicherheit und Angst plötzlich einer ganz neuen Zuversicht Platz. Professor Elizabeth Montgomery erwartet sie schon an der Tür ihrer Praxis, einem ehemaligen Leuchtturm, der auf die Frau wie ein mächtiges Fanal der Hoffnung wirkt.

Der Fahrer öffnet die Tür der Limousine. Die Frau steigt aus.

»Ich bin hier, ich bin hier, ich bin hier, ich bin hier«, sagt sie, während sie den Weg hinaufgeht, um Professor Montgomery zu begrüßen.

»Was in aller Welt reden Sie denn da?«, fragt die Ärztin stirnrunzelnd.

»Das hat man mir so beigebracht«, antwortet die Frau leise. »Damit die Leute wissen, wo ich bin.«

»Das können Sie hier ruhig bleibenlassen«, erklärt Professor Montgomery etwas barsch.

Zuerst fühlt die Frau sich zurechtgewiesen und ärgert sich, weil sie, kaum angekommen, gleich ins Fettnäpfchen getreten ist, aber dann merkt sie, dass Professor Montgomery ihr direkt in die Augen schaut. Sie legt der Frau eine Kaschmirdecke um die Schultern und führt sie die Stufen zu dem Leuchtturm hinauf, während der Fahrer das Gepäck holt. So wie Professor Montgomery hat – abgesehen von der Campuskatze – seit langer Zeit die Frau niemand mehr angesehen.

»Willkommen im ›Montgomery-Leuchtturm für Frauen auf dem Vormarsch«, beginnt Professor Montgomery und öffnet die Tür. »Der Name ist ein bisschen eitel und sperrig, aber er hat sich durchgesetzt. Anfangs haben wir unsere Einrichtung ›Montgomery Retreat für Frauen‹ genannt, aber das habe ich ziemlich bald geändert. In ›Retreat‹ schwingt immer der Rückzug mit, mit allen seinen negativen Implikationen. Aber wir gehen unseren Schwierigkeiten hier nicht aus dem Weg, wir fliehen nicht vor Situationen, die uns gefährlich oder unangenehm erscheinen. Ganz im Gegenteil. Wir sind auf dem Vormarsch, wir kom-

men voran, wir blicken in die Zukunft, wir entwickeln uns weiter.«

Ja! Genau das braucht die Frau. Keinen Rückzug, kein Ausweichen. Sie möchte die Vergangenheit hinter sich lassen.

Professor Montgomery führt sie in den Empfangsbereich. Hier ist der Leuchtturm zwar immer noch sehr schön, aber auch irgendwie unheimlich und leer.

»Tiana, das ist unser neuer Gast.«

Auch Tiana blickt der Frau direkt in die Augen und drückt ihr einen Zimmerschlüssel in die Hand. »Herzlich willkommen.«

»Danke«, flüstert die Frau. »Warum kann sie mich sehen?«, fragt sie die Ärztin leise im Weitergehen.

Aber Professor Montgomery legt ihr nur aufmunternd die Hand auf die Schulter. »Es gibt viel zu tun. Am besten, wir legen gleich los, ja?«

Ihre erste Sitzung findet in einem der Zimmer statt, von denen man einen herrlichen Blick auf den Strand von Race Point hat. Hier, wo man die Wellen ans Ufer schlagen und die Möwen kreischen hört, wo man die salzige Seeluft und das Aroma der Duftkerzen einatmet, erinnert nichts an die typische sterile Klinikatmosphäre, in der die Frau so lange eingesperrt war. Hier kann sie sich endlich entspannen.

Professor Montgomery nimmt in einem mit dicken weichen Kissen gepolsterten Korbsessel Platz und gießt Pfefferminztee in zwei überhaupt nicht zusammenpassende Tassen. Die Ärztin ist sechsundsechzig Jahre alt, hochintelligent und hochdekoriert, Mutter von sechs Kindern, geschieden, zum zweiten Mal verheiratet und das glamouröseste Wesen, dem die Frau je begegnet ist.

»Meine Hypothese«, beginnt sie und zieht die Beine auf den Sessel, »meine Hypothese lautet, dass Sie sich selbst zum Verschwinden gebracht haben.«

»Ich bin also *selbst* schuld daran?«, fragt die Frau, hört ihre Stimme lauter werden und spürt Wut und Hitze in sich aufsteigen. Der kurze Moment der Entspannung ist schon wieder vorüber.

Professor Montgomery lächelt ihr zauberhaftes Lächeln. »Aber ich gebe nicht Ihnen allein die Schuld daran. Mindestens ebenso verantwortlich ist die Gesellschaft, in der wir leben. Die zum Beispiel junge Frauen vergöttert und sexualisiert. Die der äußerlichen Schönheit und Attraktivität viel zu viel Bedeutung beimisst. Die Frauen unter Druck setzt, den Erwartungen anderer gerecht zu werden, auf eine Art, die Männer nicht kennen.«

Ihre Stimme ist hypnotisierend. Sanft. Aber bestimmt. Ohne Wut. Sie wertet nicht. Sie ist weder bitter noch traurig. Sie ist einfach, wie sie ist. Weil alles ist, wie es ist.

Die Frau bekommt eine Gänsehaut und setzt sich auf, ihr Herz pocht. So etwas hat sie noch nie gehört. Seit vielen Monaten ist dies die erste wirklich neue Hypothese, und sie berührt die Frau in Körper und Seele.

»Wahrscheinlich können Sie sich vorstellen, dass viele meiner männlichen Kollegen meine Einschätzung nicht teilen«, fügt die Ärztin trocken hinzu und nippt an ihrem Tee. »Für sie ist das eine bittere Pille, schwer zu schlucken. Deshalb habe ich angefangen, mein eigenes Ding zu machen. Sie sind nicht die erste verschwindende Frau, die zu mir kommt.« Die Frau sperrt die Augen auf.

»Ich habe viele Frauen getestet und analysiert, genau wie die Experten es mit Ihnen gemacht haben«, fährt Professor

Montgomery fort. »Aber es hat eine ganze Weile gedauert, bis ich begriffen habe, wie man diesen Zustand erfolgreich behandeln kann – ich musste erst ein bisschen älter werden, um es wirklich zu durchschauen.

Zu meinen wichtigsten Themen, zu denen ich viel geforscht und über die ich viel veröffentlicht habe, gehört die Tatsache, dass Frauen, wenn sie älter werden, zunehmend aus der Wahrnehmung der Gesellschaft verschwinden. Weder im Fernsehen noch in Filmen noch in den gängigen Modezeitschriften tauchen sie noch auf. Wenn überhaupt, dann lässt man sie im Vorabendprogramm über das Nachlassen ihrer Körperfunktionen oder sonstige Alterserscheinungen erzählen oder für Mittelchen Werbung machen, die den Alterungsprozess bekämpfen sollen. Als müsste man das Älterwerden besiegen. Klingt das vertraut für Sie?«

Die Frau nickt.

Professor Montgomery macht weiter: »Im Fernsehen werden ältere Frauen gern als neidzerfressene Hexen dargestellt, die einem Mann oder einer jungen Frau das Leben vermiesen, oder sie sind passiv und unfähig, ihr eigenes Leben zu leben. Frauen über fünfundfünfzig existieren auch als Zielgruppe so gut wie überhaupt nicht mehr. Es ist, als wären sie einfach nicht mehr da. Und ich habe festgestellt, dass Frauen, die so behandelt werden, dies häufig verinnerlichen. Meine Erkenntnisse werden gern als feministische Tiraden abgetan, aber es ist kein leeres Geschwätz, es sind Beobachtungen.« Wieder nippt sie an ihrem Pfefferminztee und schaut zu, wie die Frau, die zu verschwinden drohte, langsam realisiert, was sie da hört.

»Sie haben also vor mir schon andere Frauen wie mich getroffen?«, fragt die Frau, noch immer verblüfft.

»Tiana, die am Empfangspult sitzt, war vor zwei Jahren, als sie hierhergekommen ist, genau im gleichen Zustand wie Sie jetzt.«

Professor Montgomery hält inne und lässt der Frau Zeit, den Satz auf sich wirken zu lassen.

»Wen haben Sie gesehen, als Sie reingekommen sind?«, fragt sie dann.

»Tiana«, antwortet die Frau.

»Wen noch?«

»Sie.«

»Und sonst?«

»Niemanden.«

»Dann schauen Sie doch bitte noch mal genau hin.«

5.

Die Frau steht auf und geht zum Fenster. Sie sieht das Meer, den Strand, einen großen Garten. Doch dann stutzt sie, denn auf einmal entdeckt sie auf einer Schaukel auf der Veranda ein Schimmern und erkennt daneben eine schemenhafte Gestalt mit langen schwarzen Haaren, die aufs Wasser hinausblickt. Im Garten kniet eine fast transparente Figur und pflanzt Blumen. Je länger die Frau hinschaut, desto mehr andere Frauen sieht sie, alle in unterschiedlichen Stadien der Auflösung. Wie Sterne, die abends am dunkel werdenden Himmel auftauchen – je mehr sich ihre Augen daran gewöhnen, desto mehr entdeckt sie. Überall sind Frauen. Bei ihrer Ankunft ist sie an ihnen allen vorbeigegangen, ohne sie zu bemerken.

»Auch Frauen müssen lernen, andere Frauen zu sehen«, erklärt Elizabeth Montgomery. »Wenn wir einander nicht sehen, wenn wir uns selbst nicht sehen, wie können wir

dann erwarten, dass andere uns wahrnehmen?« Die Frau ist überwältigt. »Die Gesellschaft hat Ihnen beigebracht, dass Sie nicht wichtig sind, dass Sie nicht existieren, und Sie haben gedacht, das ist die Wahrheit. Sie haben die Botschaft in sich aufgenommen, haben ihr erlaubt, Sie von innen her zu zerfressen. Sie haben sich selbst gesagt, dass Sie nicht wichtig sind, und Sie haben es sich geglaubt.«

Die Frau nickt überrascht.

»Also, was müssen Sie jetzt tun?« Montgomery legt die Hände um ihre Tasse und wärmt sich, ihre Augen bohren sich in die der Frau, als würden sie mit einem tieferen Teil von ihr kommunizieren, Signale senden, Informationen übertragen.

»Ich muss darauf vertrauen, dass ich wieder erscheine«, sagt die Frau schließlich, aber ihre Stimme klingt heiser, als hätte sie seit Jahren nicht mehr gesprochen. Sie räuspert sich.

»Da ist noch mehr«, ermuntert Montgomery sie.

»Ich muss an mich glauben.«

»Die Gesellschaft redet uns ja ständig ein, dass wir an uns glauben sollen«, meint Montgomery wegwerfend. »Das ist leicht gesagt, Worte sind billig. Woran müssen Sie denn im Einzelnen glauben?«

Die Frau denkt nach, dann wird ihr klar, dass es hier um mehr geht als nur darum, die richtigen Antworten zu finden. Woran möchte sie glauben?

»Dass ich wichtig bin, dass ich gebraucht werde, dass ich eine Bedeutung habe, dass ich nützlich bin und etwas gelte.« Sie zögert und schaut auf ihre Tasse. »Und sexy.« Langsam atmet sie durch die Nase ein und aus, allmählich baut sie Selbstvertrauen auf. »Dass ich ein wertvoller Mensch bin.

Dass ich Potential habe, dass mir Möglichkeiten offenstehen, dass ich immer noch neue Herausforderungen annehmen kann. Dass ich etwas beizutragen habe. Dass ich interessant bin. Dass ich noch lange nicht am Ende bin. *Dass ich hier bin* und dass die Leute das wissen sollen.« Beim letzten Satz bricht ihre Stimme.

Professor Montgomery stellt ihre Tasse auf dem Glastisch ab und greift nach den Händen der Frau. »Ich jedenfalls weiß, dass Sie hier sind. Ich sehe Sie.«

In diesem Augenblick weiß die Frau, dass sie zurückkommen wird. Dass es einen Weg für sie gibt. Für den Anfang wird sie sich auf ihr Herz konzentrieren. Danach wird alles andere von selbst kommen.